

„Die Sozialisten und Staats-Götzendienner Europas könnten es mit ihren Maßregeln zur Verbesserung und Sicherung des Lebens [...] in Europa leicht zu chinesischen Zuständen und einem chinesischen Glück bringen [...].“ Eine erstaunlich aktuelle Prognose Friedrich Nietzsches in der *Fröhlichen Wissenschaft*. Vor allem wenn man bedenkt, dass sich ganz offensichtlich ein von Stagnation und Zukunftsängsten geschütteltes Europa spätestens seit 2004 zunehmend nach „chinesischen Zuständen und einem chinesischen Glück“ zu sehnen scheint. Glänzte doch im Januar 2004 anlässlich des Staatsbesuches des chinesischen Parteisekretärs und Präsidenten Hu Jintao in Paris der Eiffelturm in rotem Licht zu Ehren des neuen Jahres in China. Zu Ehren jenes China vor allem, dem jedes neue Jahr einen Wachstumsschub von zirka acht Prozent beschert. China als die Verheißung eines riesigen rettenden Marktes, als Gewinner und Herr der Globalisierung, als Weltmacht der Zukunft (neben Indien), die 2030 – im Falle einer kräftigen Yuan-Aufwertung schon früher – die größte Volkswirtschaft der Welt sein wird. Möglicherweise dann aber auch mit den größten Problemen zum Beispiel in Sachen Arbeitslosigkeit, sozialer Ungleichheit, Umweltstörungen, Korruption und Bankenkrisen.

Es war freilich ein ganz anderes Eldorado „chinesischer Zustände und eines chinesischen Glücks“, das einen anderen Philosophen rund 200 Jahre vor Nietzsche faszinierte. Damals hatte Gottfried Wilhelm Leibniz in seiner 1697 erschienenen

Novissima Sinica (Das Neueste von China) China bereits den Ehrentitel eines „Europa des Ostens“ verliehen. Ihm ging es hierbei um ganz andere Aspekte Chinas, die jetzt, im einundzwanzigsten Jahrhundert, von China selbst revitalisiert werden, um sie als „chinesisches Glück“ nach Europa zu exportieren. Die Rede ist von der Wiederentdeckung konfuzianischer Tugenden und den Vorzügen der chinesischen Sprache. Das heißt, China, das sich ohnehin während des größten Teils der europäischen Zeitrechnung als die fortgeschrittenste Zivilisation der Welt betrachten durfte, erinnert sich an Vorzüge, die während der tiefen Demütigungen im neunzehnten Jahrhundert und der Kulturrevolution im zwanzigsten Jahrhundert in Vergessenheit geraten waren.

Offensive Kulturpolitik

Es sind Vorzüge, die schon Leibniz bewundert hatte und die nun Europa in Gestalt einer groß dimensionierten außenkulturpolitischen Offensive Chinas als mögliche Option soziokultureller Wertes-Orientierung bewusst gemacht werden sollen. China will über hundert Konfuzius-Institute in Europa – und weltweit – errichten, um im Namen des vor 2500 Jahren lebenden Philosophen Ausländer in die Geheimnisse der chinesischen Sprache einzuführen. Sie sollen zugleich Wegbereiter sein von regelrechten chinesischen Kulturinstituten. Chinas kulturpolitischer Expansionsdrang im Zeichen globalen Machtzuwachses verfolgt hierbei ehrgeizige Ziele. Nachdem bislang im

weltweiten Ausland dreißig Millionen Menschen die chinesische Sprache gelernt haben, sollen es nach dem chinesischen Regierungsprogramm bis zum Jahr 2010 bereits hundert Millionen sein. Wobei der Sprachexport als die chinesische Variante des Trojanischen Pferdes verstanden wird. Nämlich als „soft power“ zur Expansion der chinesischen Denkform und Weltsicht, die sich nunmehr auf den zu Maos Zeiten verfemten Konfuzius beruft und ihn interpretiert als historische Legitimierung des Konzepts einer „harmonischen Gesellschaft“.

In Deutschland feierte im April 2006 das Berliner Konfuzius-Institut seine Premiere. Ein weiteres Konfuzius-Institut existiert inzwischen in Erlangen. Das Berliner Institut ist konzipiert als Kooperationsprojekt der Freien Universität Berlin mit der Peking-Universität. Finanziell wird es unterstützt von der chinesischen staatlichen Leistungsgruppe für Chinesisch als Fremdsprache (Hanban). Monate zuvor, im November 2005, hatte bereits Kanzler Schröder gemeinsam mit Chinas Staatspräsident Hu Jintao den Grundstein für ein chinesisches Kulturinstitut im Berliner Tiergarten gelegt. Ein Projekt, das sich Peking immerhin neun Millionen Euro kosten lässt als Detail einer strategisch koordinierten Kampagne der Regierung in Peking, mit der auch bisherige Vorhaben in den Bereichen Kultur und Wissenschaft gebündelt und strukturiert werden sollen.

Wirkmächtiges Wertesystem

Sichtbar wird hinter dieser Kampagne in Europa die Kontur einer eminenten Herausforderung für die kulturelle Identität des Westens. Die Bedeutung dieser Herausforderung hat allerdings im öffentlichen Bewusstsein bislang wenig Beachtung gefunden. Nach dem Untergang des Osmanischen Reiches könnte sich immerhin hiermit erstmals wieder eine Weltmacht mit einem nicht westlichen kultu-

rennen Erbe zu Wort melden. Und dies im Namen des Konfuzianismus, des ältesten und wirkmächtigsten Gedanken- und Wertesystems der Welt mit fundamentaler Prägekraft für die gesamte ostasiatische Region bis zum heutigen Tage.

Es war dieses nicht westliche Gedanken- und Wertesystem, das Leibniz in der erwähnten *Novissima Sinica* in Relation setzte zu einem europäischen Gedanken- und Wertesystem, das er für dringend reformbedürftig hielt. Und zwar ziemlich genau im Sinn des jetzt von China wieder propagierten und historisch legitimierten Konzeptes einer „harmonischen Gesellschaft“. Leibniz, der seine China-Kenntnisse auf Berichte westlicher Missionare stützte, die am chinesischen Hof höchstes Ansehen genossen, forderte kühn, dass China sogar seinerseits Missionare in den Westen entsenden sollte „zur richtigen Anwendung und Praxis des Verhaltens der Menschen untereinander“. Eine Verhaltenslehre auf der Grundlage des Konfuzianismus also, aus der Leibniz sogar eine neue Moral und Reform des Verhaltens auch für westliche Staatsmänner und Politiker entwickeln wollte – und dies verbunden mit der Vorstellung, dass die eurozentristische Belehrungsgesellschaft sich in Sachen China dringend in eine Lerngesellschaft – vor allem auch in Fragen der hoch entwickelten chinesischen Wissenschaft – transformieren müsse. Weshalb Leibniz in der *Novissima Sinica* für Chinesisch als Weltsprache plädiert und kurzerhand selbst einen „Clavis Sinica“ entwirft. Das heißt einen Schlüssel zum erleichterten Erlernen und Beherrschenden der chinesischen Schrift in Europa.

Es liest sich wie ein Musterbeispiel vorauseilender Vernunft, wenn man diese Leibniz'sche Hochachtung gegenüber der chinesischen Sprache und ihrer Globalisierungsfähigkeit im Lichte der neuesten Ergebnisse der Hirnforschung über das Erlernen der chinesischen Sprache betrachtet. Im Band 102 der *Proceedings* der

amerikanischen Nationalen Akademie der Wissenschaften sind sie nämlich jetzt aktenkundig, die Erkenntnisse der Neurowissenschaftler der Universitäten in Hongkong und in Washington. Erkennbar werden vor allem die eindeutig größeren Möglichkeiten für die Ausbildung neuronaler Fähigkeiten beim Erlernen der chinesischen Symbolsprache im Vergleich zu neuronalen Anforderungen beim Erlernen alphabetischer Sprachen. Diese größeren Möglichkeiten resultieren im Chinesischen vor allem aus der Notwendigkeit des korrekten Schreibens, des hochentwickelten Lautbewusstseins (für die unterschiedlichen Tonhöhen) und der Fähigkeit der schnellen Worterkennung für die Lesekompetenz. Hinzu kommt, dass die Lesekompetenz verbunden ist mit einem stark ausgeprägten eidetischen Gedächtnis für die chinesischen Schriftzeichen (Ideogramme). Mit der Folge, dass sich mit dem notwendigen sehr frühen Beginn des Erlernens der chinesischen Sprache auch eine frühkindliche Motivations- und Leistungsbereitschaft entwickelt. Ein lebenslanger geistiger Fitnessvorteil, der in China nachhaltig gefördert wird durch den selbstverständlichen hohen Stellenwert der Bildung und die damit verbundene ständige Lernbereitschaft im Sinne des konfuzianischen Wertesystems.

Eine Wertschätzung, die sich in China ablesen lässt am ständig wachsenden Anteil des Bruttosozialproduktes für Bildung, Wissenschaft und Grundlagenforschung. Eine gezielte Investition also in jenen Know-how-Bereich, der sich neben den Faktoren Kapital und (billige) Arbeitskräfte immer mehr als entscheidender Erfolgsfaktor erweist für den globalen Wettbewerb und das Generieren intelligenter neuer Berufe und Produkte. Inzwischen zählt Chinesisch bereits zur meistgefragten Sprache in amerikanischen Colleges. Mit starkem Trend in den USA zur Beschäftigung chinesischer Au-pair-Mädchen für das frühkindliche Er-

lernen der chinesischen Sprache in bildungsbewussten Familien. Umgekehrt sind die Folgen der Geringschätzung eines konsequenten Erwerbs hoher Sprach- und Lesekompetenz evident in einer Gesellschaft mit Jahrzehntelanger Leistungs- und Elitenverweigerung. Diese Geringschätzung des hohen (konfuzianischen) Stellenwertes der Bildung lässt sich inzwischen ablesen an der OECD-Statistik, wo Deutschland mit achtzehn Prozent gering qualifizierter Beschäftigter das Schlusslicht bildet. Eine Tatsache, die unter anderem ihre Bestätigung im August 2005 erfuhr: Der Bericht des Nürnberger Institutes für Beschäftigungs- und Arbeitsmarktforschung wartete mit dem Hinweis auf, dass in Deutschland jährlich zirka 400 000 Jugendliche wegen unzureichender Schreib- und Lesekompetenz zur Berufsvorbereitung in Höhe von zirka 1,3 Milliarden „nachpädagogisiert“ werden müssen.

Mit offenbar wachsender Tendenz. Kommt das Sprachangebot der Konfuzius-Institute also zur rechten Zeit? Ist es möglicherweise sogar ein Angebot mit doppeltem Boden und langem Atem? Etwa in dem Sinn, dass es China bekanntlich immer gelungen ist, alles Fremde (zum Beispiel zur Zeit der Mongolen und der Mandchu-Herrschaft in China) zu sinisieren und die außerhalb Chinas siedelnden „Barbaren“ zu Chinesen im Exil zu machen. Entstand doch schon früh in China die Denkfigur, die „Menschen außerhalb der (chinesischen) Zivilisation“ (so die Bezeichnung für die Fremden in der Tang-Zeit) einzugemeinden. Und dies im Sinne der Theorie einer imaginären auswärtigen Kulturpolitik, deren Renaissance Nietzsche möglicherweise im Auge hatte, als er (in: *Morgenröte*) notierte, dass man vielleicht eines Tages Chinesen nach Europa „hereinholen“ werde: „Ja, sie könnten im Ganzen dazu helfen, dem unruhigen und sich aufreibenden Europa [...] asiatische Dauerhaftigkeit ins Geblüt zu geben.“